

Friedliebende Blicke auf eine friedlose Welt

Haben pazifistische Sichtweisen noch einen Platz in der Friedensforschung?

von Olaf L. Müller

Seit dem Einmarsch russischer Truppen in die Ukraine sind Pazifistinnen wieder einmal schärfster Kritik ausgesetzt.¹ Auch in der Friedensforschung stehen sie unter starkem Rechtfertigungsdruck. Zwei Vorwürfe melden sich in der deutschen Debatte besonders lautstark zu Wort. Laut dem einen Vorwurf hat sich die altbekannte Naivität des Pazifismus, aus den Tagen vor der »Zeitenwende«, inzwischen in eine krankhafte Form von Unbelehrbarkeit gesteigert, die sich angesichts der russischen Kriegsverbrechen nur mit geschlossenen Augen durchhalten lässt. Laut dem anderen Vorwurf steckt im Pazifismus eine rabiate Form von Prinzipienreiterei, die den Opfern der russischen Aggression eine zynische Gleichgültigkeit entgegenbringt und sich nur mit verschlossenem Herzen durchhalten lässt.

Beiden Vorwürfen liegt ein bestimmtes Bild von Pazifismus zugrunde: das Zerrbild von einem gesinnungsethischen Pazifismus. Wer sich dieser ethischen Position verschreibt, der erklärt (so das verbreitete Bild) ohne weiteres Nachdenken und ohne Rücksicht auf die Folgen ausnahmslos jede kriegerische Handlung für moralisch unzulässig – und zwar offenbar nur mit dem Ziel, eine saubere Weste zu behalten.

Dem steht in den handelsüblichen Überblicken zur moralischen Diskussion über Krieg und Frieden eine verantwortungsethische Position gegenüber, der zufolge wir für die Folgen unseres Tuns und Lassens verantwortlich sind, wir also nicht einfach tatenlos am Rande stehenbleiben dürfen, wenn wir ins Geschehen eingreifen können, um das Schlimmste zu verhindern. So gesehen mag es immer wieder vorkommen, dass wir kriegerische Mittel einsetzen müssen, weil sie mit Blick auf die Opferbilanz weniger schlimme Folgen nach sich ziehen als ihre angeblich so sauberen pazifistischen Alternativen.

Doch so einfach verhält es sich nicht. Wie ich in der folgenden Betrachtung aus einer erkenntnistheoretischen, wissenschaftsphilosophischen Perspektive dar-

legen möchte, hat die verantwortungsethische Sichtweise mit einer Schwierigkeit zu kämpfen, die von ihren Anwendern selten bemerkt wird und die mit der unerreichten Objektivität ihrer Tatsachenbehauptungen zu tun hat. Wer die fragliche Schwierigkeit hingegen in den Blick nimmt, gelangt dadurch zu einer attraktiveren Form von Pazifismus.

Ein Mittelweg für Pazifisten

In der Tat, wenn wir in der Diskussion über Krieg und Frieden lediglich zwischen gesinnungsethischem Pazifismus und verantwortungsethischer Abwägung zu wählen hätten, so stünde der Pazifismus ohne gute Karten da. Dies Manko betrifft aber nicht alle Formen von Pazifismus, denn die eingangs skizzierte Auswahl zweier Positionen ist zu eng. Wie ich dartzunehmen möchte, gibt es einen plausiblen Mittelweg zwischen pazifistischer Gesinnungsethik und verantwortungsethischem Anti-Pazifismus – und zwar einen Mittelweg für eine wohlverstandene Form von Pazifismus.

Dieser Pazifismus ist anstrengend. Er fordert von uns immer wieder aufs Neue eine intensive Auseinandersetzung mit den Tatsachen einer Welt voller Horror (wie jetzt in der überfallenen Ukraine); er hat keine eingebaute Richtigkeitsgarantie, sondern kann scheitern; und schlimmer noch, wir können uns schuldig machen, wenn wir ihm folgen.

Ein so charakterisierter Pazifismus wurzelt nicht in einer einzigen moralischen Norm wie „Sag immer Nein zu Krieg und Waffenlieferungen“; vielmehr beginnt er bereits weiter vorne in der Auseinandersetzung: beim Blick auf die kriegerische Wirklichkeit. Bereits in die Feststellung der Tatsachen, so die Idee, gehen unweigerlich unsere Werthaltungen ein; Pazifisten blicken demzufolge im Lichte anderer Werte auf die Wirklichkeit als ihre kriegsbefürwortenden Gegnerinnen. Die Pointe lautet, dass keine der beiden Seiten ohne Werthaltungen auskommen kann – jeden-

falls dann nicht, wenn es gilt, zu denjenigen Informationen vorzudringen, die wir für eine verantwortungsethische Entscheidung über Krieg und Frieden benötigen.

Werte und Wirklichkeit

Die zuletzt formulierte Pointe fußt auf einer philosophischen Einsicht, die wir dem nordamerikanischen Pragmatismus von Vordenkern wie William James oder Charles Sanders Peirce verdanken – einer Einsicht, die von Neopragmatisten wie Hilary Putnam geschärft worden ist:

„Es ist schön und gut, hypothetische Situationen zu beschreiben, in denen zwei Leute, bei den Tatsachen übereinstimmen und sich über Werte streiten, doch sind mir solche Fälle bislang nirgends begegnet. Wann und wo sind sich denn jemals ein Nazi und ein Nazigegner über die Fakten einig gewesen? Oder [...] ein Republikaner und ein Demokrat? Nehmen wir nur irgendeinen beliebigen politischen Streitgegenstand, etwa über den Verfall des amerikanischen Bildungssystems oder über Arbeitslosigkeit oder Drogenmissbrauch: in wirklich jedem Argument, das mir dazu bislang begegnet ist, waren Wertung und Beschreibung unauflösbar miteinander verquickt. Es ist erstaunlich, wie krass sich die tatsächlich vorkommenden moralischen Argumente jedesmal von dem unterscheiden, wie sie seitens philosophierender Anhänger einer scharfen Trennung von Beschreibung und Wertung zurechtgebogen werden“ (Putnam 1992, S. 167).

Meines Wissens hat Putnam das Gesagte nirgends auf die Diskussion über Krieg und Frieden angewandt; doch liegt diese Anwendung nahe. Dafür möchte ich zunächst anekdotische Evidenz beibringen. In der Tat war es mir während dreier Jahrzehnte, in denen ich gegen unsere Kriege argumentiert habe, kein einziges Mal vergönnt, mich mit der Gegenseite über wesentliche Beschreibungen des jeweiligen Konflikts einig zu wissen. Kein einziges Mal haben wir es hinbekommen, zunächst einmal in aller Ruhe die Fakten zu klären (um erst danach zu Wertungsfragen überzugehen).

Trotzdem könnte man denken, dass in jeder solchen Diskussion höchstens eine der beiden Seiten – objektiv – recht haben könne und dass es sich mit den rationalen Methoden ordentlicher Wissenschaftlichkeit – etwa der Friedensforschung – stets herausfinden lassen müsse, wo die Wahrheit liegt. Dass dem nicht so ist, kann man sich leicht klarmachen. Zuerst durch eine abstrakte Überlegung: Träfe der Einwand

ins Schwarze, so müsste es objektive, wertfreie Geschichtsschreibung geben. Es liegt aber auf der Hand, dass in jede Darstellung historischer Ereignisse unweigerlich narrative Entscheidungen einfließen und dass sich in diesen Entscheidungen auch Werthaltungen widerspiegeln. Um das etwas konkreter zu unterfüttern, brauche ich nur daran zu erinnern, dass jedes Stück Geschichtsschreibung – so wie überhaupt jede Geschichte – einen Anfang braucht und dass die Wahl dieses Anfangs nicht von der Wirklichkeit vorgegeben wird.

Lassen Sie beispielsweise den gegenwärtigen Konflikt am 24. Februar 2022 beginnen? Oder im Jahr 2014 mit der völkerrechtswidrigen Krimannexion? Oder mit dem umstrittenen Sieg in der Stichwahl des prorussischen Präsidenten Janukowitsch am 7. Februar 2010? Oder mit seiner verfassungsmäßig so nicht vorgesehenen, jedenfalls strittigen Abwahl am 22. Februar 2014 durch das ukrainische Parlament? Oder mit der orangen Revolution Ende 2004? Oder mit bestimmten östlichen Beitrittsrunden der NATO? Oder mit dem deutschen und französischen Nein zum NATO-Beitritt der Ukraine? Oder mit dem ersten Vertrag zum Bau einer Gas-Pipeline durch die Ostsee? Oder mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion? Oder mit deren Bildung als Union angeblich autonomer Staaten? Oder mit der Unabhängigkeitsbewegung der Ukraine im 19. Jahrhundert? Kein Zweifel: Welchen Anfang Sie mit welcher Begründung wählen, daraus wird sich auch ablesen lassen, wie weit Sie sich auf die ukrainische Bewertung des langjährigen Konflikts einlassen und wie weit Sie der russischen Bewertung entgegenkommen.

Um nicht missverstanden zu werden: Es gibt gute und schlechte Geschichtsschreibung. Putin müssen wir beispielsweise als lausigen Historiker ansehen, der sich keinen Deut um die wohletablierten Erkenntnismethoden der Geschichtsschreibung schert. Aber das ändert nichts daran, dass gute Geschichtsschreiber mit beidseits guten Gründen darüber streiten können, womit eine erhellende Darstellung des Kriegs in der Ukraine beginnen muss.

Kontrafaktische Wenn/Dann-Sätze der Verantwortungsethik

Dass die Unmöglichkeit der sauberen Trennung von Wertung und Beschreibung weiter geht, als bislang zum Vorschein gekommen ist, möchte ich nun durch einen etwas genaueren Blick auf die vielgepriesene Verantwortungsethik herausarbeiten.



Aiwasowski (1876) Schiffswrack

Ihre Anwendung auf echte Fälle ist nämlich verwickelter, als man denken könnte. Wer sie zur Beurteilung einer kriegerischen Handlung einsetzen möchte, muss die Folgen der kriegerischen Handlung mit den Folgen derjenigen Handlung vergleichen, die an die Stelle der Kriegshandlung treten könnte. Wie objektiv, wie wertfrei sind Aussagen über solche Folgen?

Dass Wertungen in die Folgenabwägung und damit in die verantwortungsethische Gesamtentscheidung eingehen müssen, ist vergleichsweise unstrittig und stellt noch kein großes Problem dar. Um die Sache brutal zu vereinfachen, könnten wir diesen Gesichtspunkt vielleicht auf den Vergleich von Totenzahlen reduzieren: Infolge der kriegerischen Handlung sterben *so* viele Personen eines unnatürlichen Todes, infolge der nicht-militärischen Alternative hingegen *so* viele. Dann wäre die Handlung mit mehr Toten verantwortungsethisch falsch, ihre Alternative richtig.

Die hierbei verwendete Wertlehre passt offenbar etwas besser zum Pazifismus als zu dessen Gegenpositionen, denen zufolge das bloße Überleben nicht den einzigen oder höchsten Wert darstellt – weil die Freiheit von Zwang und Fremdbestimmung manchmal so wichtig ist, dass man dafür sogar sein Leben und unter Umständen auch das Leben von Mitmenschen opfern sollte. Aber meine Anwendung der These Putnams zielt woandershin: Selbst wenn wir uns als Verantwortungsethiker axiologisch (werttheoretisch) in den Bewertungsmaßstäben der Folgen einig sein sollten, selbst dann funken unterschiedliche Werthaltungen in die Folgenbetrachtung der verschiedenen Handlungsoptionen hinein. Und zwar stehen nicht einmal die noch unbewerteten Folgen der Handlungsalternativen objektiv fest.

Um diese verwirrende und meiner Ansicht nach im besten Sinne tiefsinnige These zu beleuchten, möchte ich annehmen, dass eine von zwei zur Auswahl

stehenden Handlungen in die Tat umgesetzt wird. Bevor sich die Folgen dieser Handlung herauskristallisieren, können wir nur Prognosen über den weiteren Verlauf abgeben, die mehr oder minder gut begründet sind. Aber immerhin, welche Prognosen eines konkreten Verlaufs falsch gewesen sind, wird sich am Ende eindeutig herausstellen, und das mit aller Objektivität, die man sich wünschen kann. So weit, so schön – jetzt kommt das tiefliegende Problem: Welche Folgen müssen wir der Alternativhandlung zuschreiben, also derjenigen Handlung, die genau nicht in die Tat umgesetzt worden ist?

Bevor die Entscheidung fällt, stehen wir mit Blick auf diese Alternativhandlung genauso gut oder genauso schlecht da wie mit Blick auf die tatsächlich bevorstehende Handlung; mehr als Prognosen haben wir zu diesem Zeitpunkt nicht. Aber anders als im Fall der tatsächlich vollzogenen Handlung werden wir die Folgen der nicht vollzogenen Alternativhandlungen niemals kennenlernen. Wir werden stets im Reich der Vermutungen stehenbleiben, bekommen also nie und nimmer eine objektive, empirisch gesicherte Endauswertung der Prognose.

Das bedeutet, dass wir uns bei der Anwendung der Verantwortungsethik nicht nur auf die Bewertung objektiver Fakten beschränken können – wir müssen immer auch gewisse hypothetische Sachverhalte bewerten, also Sachverhalte, die niemals eintreten werden, mit einem Wort Kontrafakten. Meine Pointe lautet: Weil wir im Fall von Krieg und Frieden über keine objektive Methode für die Ermittlung der fraglichen Kontrafakten verfügen, müssen wir uns auf andere Ressourcen stützen, und zwar unter anderem auf gewisse Werthaltungen.

Optimistische und pessimistische Menschenbilder

Worin liegt hier die Besonderheit von Krieg und Frieden? Betrifft die Überlegung nicht alles menschliche Handeln, im Kleinen wie im Großen? So weit brauchen wir den Pessimismus mit Blick auf die Objektivität von Prognosen nicht zu treiben. Manche Prognosen unseres Tuns beruhen auf solider Naturwissenschaft, und deren Treffsicherheit informiert uns mit hinreichender Gewissheit auch über die Folgen kontrafaktischer Taten, also solcher Taten, die wir de facto unterlassen. Auch ohne es ausprobieren zu müssen, weiß ich gut genug, was ge-

schähe, wenn ich einen Fahrgast kurz vor Einfahrt des Zuges auf die Gleise schubste – bzw. in der Rückschau: was geschehen wäre, wenn ich es getan hätte.

Krieg hingegen ist in nahezu allen Facetten naturwissenschaftlich unvorhersehbar; und das betrifft in gleicher Weise aus der Rückschau die »Prognose« bei nicht vollzogenen Handlungen. Genau an dieser Stelle kommen die bereits erwähnten Werthaltungen ins Spiel. Beispielsweise sind sich die Befürworterinnen der in Zahl und Wirkmacht zunehmenden Waffenlieferungen an die Ukraine über folgenden Satz weitgehend einig:

(1) Wenn der Westen die Ukraine nicht zügig mit Waffenlieferungen unterstützt hätte, so hätte die Ukraine ihren militärischen Widerstand nicht lange durchhalten können, und ein Völkermord wäre die Folge gewesen, der alles Leid in den Schatten gestellt hätte, das der tatsächliche Krieg nach sich gezogen hat (und noch nach sich ziehen wird).

Demgegenüber gelangt man im Rahmen einer pazifistischen Werthaltung zu einer anderen Sicht der Dinge:

(2) Wenn sich die Ukraine bereits unmittelbar nach der Annexion der Krim im Jahr 2014 entschieden auf eine zivile Verteidigung gegen einen weitergehenden Überfall vorbereitet hätte, wenn sie den Verzicht auf militärische Konfliktlösungen angekündigt hätte sowie den Verzicht auf Bemühungen um eine NATO-Mitgliedschaft, wenn sie ihren Widerwillen gegen Fremdherrschaft aus Moskau durch millionenfache Demonstrationen mit Slogans wie *„Ihr seid nicht willkommen“* gezeigt hätte, und wenn der Westen alles das (sowie vertrauensbildende Maßnahmen auf beiden Seiten) mit denselben finanziellen Summen unterstützt hätte wie jetzt den ukrainischen Verteidigungskrieg, dann hätte Putin seinen Truppen vielleicht keinen Einmarsch befohlen – und wenn doch, dann hätte es im weiteren Verlauf bei nur friedlichem Widerstand weit weniger Tote, Verletzte und Traumatisierte gegeben als im tatsächlichen Kriegsverlauf.

Es liegt auf der Hand, dass für den Streit über die Sätze (1) und (2) zunächst einmal eine große Zahl objektiver Tatsachen aufgeboten werden müssen (was beiden Seiten erhebliche Anstrengungen abverlangen wird). Aber das genügt nicht, denn meiner These zufolge muss etwas anderes hinzutreten: Ob Sie eher (1) oder (2) beipflichten, hängt auch von Ihrem Welt- und Menschenbild ab – oder von Ihrem Russlandbild.

Um mit dem Einfachsten anzufangen: Wer sich in der gegenwärtigen russischen Gesellschaft auf das Kaputte, Menschenverachtende, Irrrationale, Verlogene, Gewalttätige, toxisch Männliche, giftig Nationalistische etc. konzentriert und diese Dinge nicht romantisch zu verklären bereit ist, kommt zu einem negativen Russlandbild und wird dem Satz (1) zustimmen, den Satz (2) hingegen für Phantasterei halten.

Es ist klar, dass man zu derselben Beurteilung der beiden Sätze auch mit einem allgemein pessimistischen Blick auf die menschliche Natur kommen kann; nur mit Stärke und Gewaltandrohung, so dieser Pessimismus, kann die Meute davon abgehalten werden, über ihre Nachbarn herzufallen.

Wer hingegen – vielleicht aus religiösen Gründen, vielleicht aus säkularen, philosophischen Gründen – an das Gute im Menschen glaubt, ja wer darauf zielt, jedem einzelnen Menschen (um ein großes Wort zu bemühen) mit Liebe zu begegnen, der wird sich eher gegen den Satz (1) aussprechen und für den Satz (2). Diese Haltung ist einigermassen selten, aber das bedeutet nicht, dass sie objektiv falsch wäre. Zweifelsohne kann man mit dieser seltenen und zugegebenermaßen extremen Haltung scheitern; aber es ist alles andere als ausgemacht, ab welchem Punkt einer noch so katastrophalen Entwicklung ein für allemal, objektiv, feststeht, dass sich der optimistische Glaube einer Person an das Gute im Menschen als falsch herausgestellt hat.

Ein extremes Beispiel umfassender Menschenliebe

Nehmen wir als bekanntes Beispiel den Jesus aus dem Matthäus-Evangelium; für meine Überlegung kommt es nicht auf die Wahrheit dieser Erzählung an, sondern darauf, dass wir sie gut genug kennen und verstehen. Nachdem also Jesus vorhergesagt hatte, dass Judas ihn verraten würde, trat Judas ihm mit einer bewaffneten Bande entgegen. In diesem Augenblick großer Enttäuschung fragte Jesus ihn ohne Hohn, Spott, Verachtung oder moralische Verurteilung: *„Mein Freund, warum bist Du kommen?“* – und ließ sich von ihm küssen, ließ sich abführen, ließ sich foltern und töten.

Wir können es offenlassen, ob sich der Jesus des Matthäus unmittelbar vor dem Tod selber als gescheitert und gottverlassen ansah. Mir ist es nur darum zu tun, dass es einigermassen verwegen, ja rabiat

wäre zu sagen: Als er Judas liebevoll seinen Freund nannte, da irrte er sich objektiv. Es mag sein, dass er durch diese Geste gehofft hat, Judas in letzter Sekunde vom Verrat abzuhalten – und diese Hoffnung hat sich zerschlagen. Aber soll das heißen, dass sich die Freundschaft der beiden unwiederbringlich als gegenstandslos herausgestellt hatte, als objektiver Irrtum?

Nicht, dass ich eine christliche Sicht dieser Geschichte nahelegen wollte; um Gott und die Auferstehung ist es mir in dieser kleinen Betrachtung nicht zu tun. Mir geht es nur um die Handlungsweise eines Ausnahme-Menschen, den wir – ob wir nun gottesgläubig sind oder nicht – als Vorbild sehen können. Wer ihm bei der Beurteilung des Judas einen Fehler vorwirft, gibt sich damit nicht als objektiver Realist zu erkennen, sondern zeigt seine Ablehnung eines allumfassenden Liebesideals, also die Ablehnung einer ganz bestimmten Werthaltung.

Was ich hier unter das Vergrößerungsglas einer extremen Geschichte gelegt habe, gilt auch im kleineren, weniger spektakulären Fall. Unser Menschen- und Weltbild kann mehr oder minder von einer umfassenden Liebe zu allen Menschen, auch den scheinbar bösen durchdrungen sein; genau darin spiegelt sich unsere Werthaltung. Je umfassender diese Liebe ist, desto stärker nähern wir uns dem pazifistischen Ideal einer ganz bestimmten Betrachtung der Wirklichkeit. Und im Lichte dieser Betrachtung werden wir mit voller Berechtigung andere kontrafaktische Sätze für wahr halten als die weniger pazifistisch Gesinnten, in deren Urteil über die fraglichen Sätze andere Werte einfließen. Sie vertreten ein anderes Menschenbild – und die Wahl zwischen diesen Grundhaltungen wird uns nicht von der Realität aufgezwungen.

Das legt die Frage nahe, wie wir auf die Wirklichkeit blicken wollen. Für Pazifisten steht die Antwort fest. Und im Rahmen dieser Antwort führt die Verantwortungsethik zu anderen Handlungsempfehlungen als bei Verantwortungsethikern ohne den radikalen Glauben an das Gute im Menschen.

Schlussfolgerungen für die Friedensforschung

Was bedeutet das Gesagte für die Friedensforschung? Solange sich ihre Protagonisten am Ideal objektiver, wertfreier Wissenschaftlichkeit orientieren, werden Friedensforscher sich vom hier skizzierten

Pazifismus abgrenzen müssen. Ihr Wissenschaftsideal gerät in Gefahr, wenn ich recht haben sollte, dass bereits die Betrachtung der Wirklichkeit im Umfeld und Vorfeld von Kriegen nicht ohne Wertungen auskommt. Doch da Werte, wie dargetan, auch in die Wirklichkeitsbetrachtung der Gegner des Pazifismus einfließen, müsste sich eine streng wertfreie Friedensforschung im Streit zwischen diesen beiden Parteien neutral verhalten.

Und nicht nur in diesem Streit. Welche gesellschaftliche Bedeutung der solcherart geläuterten Friedensforschung noch zukäme, ist fraglich. Vielleicht wäre es daher hilfreicher, das Ideal preiszugeben, stattdessen die erkenntnisleitenden Werte

offenzulegen und dadurch einer kritischen Diskussion zugänglich zu machen. Der von mir vorgetragene Pazifismus könnte hierfür den einen oder anderen Impuls geben.²

Anmerkungen

1) Weil schematisches Gendern zuweilen stilistisch akzeptable, verständliche oder sachlich korrekte Formulierungen verhindert, rücke ich zwar oft genug nicht-maskuline Formen in den Vordergrund, nutze aber im freien Wechsel damit immer wieder Ausdrücke, die unspezifisch für irgendwelche Personen stehen, mit den traditionell hergebrachten grammatischen Genusformen und stipuliere, dass alle diese Ausdrücke unabhängig vom Genus sämtliche geschlechtlichen Existenzmöglichkeiten bezeichnen (also Männer, Frauen und alle anderen); das betrifft maskuline Formen („Pazifist“, „wer“, „niemand“) genauso wie solche

im Neutrum („Kriegsopfer“) und solche im Femininum („Person“, „Kriegsbefürworterin“).

2) Die in diesem Text knapp skizzierten Überlegungen habe ich an anderer Stelle ausführlicher entfaltet und mit weiteren Literaturnachweisen abgestützt (Müller 2022). – Ich danke Sabine Jaberg für hilfreiche Anmerkungen zu einer Vorfassung.

Literatur:

Müller, O. (2022): Pazifismus, eine Verteidigung. Stuttgart: Reclam.
Putnam, H. (1992): Realism with a human face. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.

Dr. Olaf L. Müller ist Professor für Naturphilosophie und Wissenschaftstheorie am Institut für Philosophie der Humboldt-Universität Berlin (www.farbenstreit.de).

Soziale Verteidigung Fortentwicklung des Konzepts als originärer Beitrag der Friedensforschung

von Christiane Lammers und Christine Schweitzer

Über dreißig Jahre war die grundsätzliche Frage nach der Art der Verteidigung, der mit ihr verbundenen Zielsetzung und den zu schaffenden Voraussetzungen praktisch nicht mehr auf der Tagesordnung – weder der gesellschaftlichen noch der fachdisziplinären. Angesichts des Kriegs in der Ukraine steht sie wieder im Raum: Kann nur Militär uns letztlich vor einem Angriff von außen schützen? Muss deshalb eine neue Hochrüstung akzeptiert werden (Stichwort 100 Mrd.-Programm), deren eskalierende und destruktive Auswirkungen Gegenstand vieler Untersuchungen der Friedensforschung waren? Kann eine Gesellschaft andere Formen der Wehrhaftigkeit entwickeln, die an sich gewaltärmer sind und weniger Opfer verlangen?

Im Folgenden soll ein in den 1970er und 80er Jahren in der deutschen Friedensbewegung vielbeachtetes Konzept in Erinnerung gebracht werden: die sogenannte Soziale Verteidigung. Nachgezeichnet werden die Entwicklungsschritte, die tragenden Grundelemente und empirischen Befunde. Am Ende werden einige offenen Fragen angerissen, die es wert wä-

ren, sich diesen seitens der Friedens- und Konfliktforschung zu widmen. Dies wäre ein originärer und wichtiger Beitrag der Friedenswissenschaft zur Debatte.¹

Entwicklungsphasen der Sozialen Verteidigung

Der Übergang von den 1960er zu den 1970er Jahren gilt in Deutschland als die Geburtsstunde der sogenannten »Kritischen Friedensforschung«. Im Kontext der Kritik an (staats-)autoritären und gewaltbereiten Denkfiguren, an undemokratischen Strukturen und elitärem Herrschaftshandeln, an Militär und Hochrüstung formierte sich in den Sozialwissenschaften eine junge Generation an Wissenschaftler*innen auf der Suche nach Alternativen zum gängigen sicherheitspolitischen Denken der militärischen Stärke. Es standen zwar theoretische Fragen wie z.B. die Begriffsbildung von Gewalt oder konzeptionelle Probleme der Entspannungs- und Abrüstungspolitik im Vordergrund, dennoch wurde auch an grundlegend anderen Verteidigungsstrategien und sicherheitspolitischen Model-

len gearbeitet. Das Konzept der Sozialen Verteidigung ist eines davon, in Deutschland aufgegriffen von Theodor Ebert, der sich 1970 mit einer Arbeit zur Sozialen Verteidigung, den Voraussetzungen und Möglichkeiten des zivilen Widerstandes gegen Staatsstreich und Fremdherrschaft habilitierte.

Vier Entwicklungsphasen des Konzepts der Sozialen Verteidigung lassen sich grob voneinander abgrenzen:

1. Die Anfänge gehen bis in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurück, mindestens bis zu einer Schrift des britischen Pazifisten William James »The Moral Equivalent to War« (1910; siehe Bogdonoff 1982). In den 1930er Jahren wurde die Idee einer gesellschaftlich getragenen Verteidigung verschiedentlich formuliert. So sah Gandhi in mehreren Ländern Ansätze hierfür: in der Schweiz 1931, Abessinien 1935, der Tschechoslowakei 1938 und Großbritannien 1940. In den Niederlanden formulierte der Antimilitarist Bart de Ligt angesichts der Bedrohung durch Deutschland das Konzept einer »gewaltfreien Volksverteidigung«. Die Arbeiten von Richard Gregg, Jessie Wallace Huggan, Krishnalal Shridharani und Kenneth Boulding fallen ebenso in diesen Zeitraum (vgl. Bogdonoff 1982).

2. Zwischen den 1950er und 1970er Jahren wurde die Soziale Verteidigung zu einem bis ins Detail durchdachten Konzept weiterentwickelt. Den Anfang machte der hochdekorierte britische Offizier Stephen King-Hall mit seinem Werk »Defence in the Nuclear